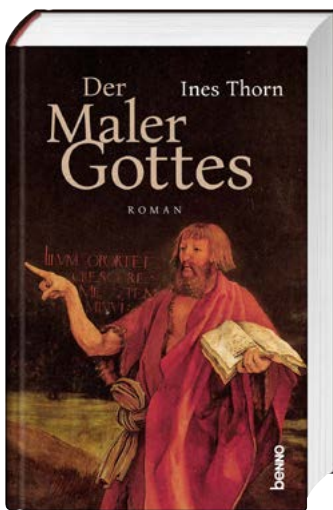


Leseprobe



Ines Thorn

Der Maler Gottes

Roman

256 Seiten, 12,5 x 19,5 cm, gebunden

ISBN 9783746260617

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2022

Der Ines Thorn
Maler
Gottes

R O M A N

benno

1. KAPITEL

Copyright © 2021 Ines Thorn
Die deutsche Erstausgabe ist 2002 im Droemer Verlag unter dem gleichnamigen Titel erschienen.
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.st-benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell auch in unserem Newsletter zum Verlagsprogramm, zu Neuerscheinungen und Aktionen. Einfach anmelden unter www.st-benno.de.

ISBN: 978-3-7462-6061-7

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig
Umschlaggestaltung: Rungwerth Design, Düsseldorf
Umschlagmotiv: Matthias Grünewald, Johannes der Täufer (Szene auf dem Isenheimer Altar), ca. 1516
Gesamtherstellung: Arnold & Domnick, Leipzig (A)

Gestern, bei Einbruch der Matthiasnacht, der Nacht der Orakel, hatte die Hebamme Efeublätter in eine Schüssel mit Wasser gelegt. Jetzt, am frühen Morgen, lange vor der Dämmerung, schwimmen die meisten der Blätter noch immer unberührt auf der Wasseroberfläche. Doch zwei sind durchweicht, halb versunken, mit kraftlosen, welligen Blatträndern, die sich wie im Schmerz krümmen. Jeder weiß, was das zu bedeuten hat: Krankheit und Leid. Der Maler und Bildschnitzer Hans steht untätig in seiner Werkstatt und lauscht auf die Geräusche aus dem oberen Stockwerk des Hauses.

Viel hört er nicht. Nur die schnellen Schritte der Hebamme oder der Magd, das Knarren des Gebärstuhles und manchmal ein Stöhnen.

Hans schließt die Augen, faltet die Hände und betet. Zuerst betet er das Ave Maria, fügt einige Zeilen des Rosenkranzes hinzu, doch dann fließen ihm die Worte direkt aus dem Herzen in den Mund.

»Heilige Mutter Gottes, steh meiner Frau Roswitha und dem Kind, das jetzt kommen soll, bei. Du weißt, dass wir schon zwei Kinder verloren haben. Vor drei Jahren starb Georg kurz nach der Geburt. Die Hebamme hat ihn nottaufen müssen. Roswitha ist damals nur knapp mit dem Leben davongekommen. Im letzten Winter ist uns Susanne gestorben. Gerade ein Jahr alt war sie, als sie plötzlich am Morgen nicht mehr aufwachte. Nur Johannes, der Älteste, ist uns geblieben. Und nun die beiden durchweichten Efeublätter. Maria, Mutter Gottes, halt deine Hand über uns und bewahr uns vor Krankheit und Leid.«

Von oben dringt ein Schrei bis in die Werkstatt hinunter.

Gleich darauf hört Hans die Hebamme rufen: »Schnell, hol heißes Wasser, bring Tücher und ruf nach dem Priester.«

Hans stürzt aus seiner Werkstatt, hält die Magd, die in die Küche nach dem Wasser eilt, am Arm fest.

»Was ist los? Wozu der Priester?«

»Das Kind! Ganz blau ist es und hatte einen Strick um den Hals, als es kam. Einen Strick wie ein Gehängter! Das Orakel hat Recht!« Die Magd bekreuzigt sich. Ihre Augen sind vor Entsetzen weit aufgerissen.

Die durchweichten Efeublätter! Ein Strick um den Hals wie ein Gehängter! Hans lässt sich auf einen Schemel fallen und ringt die Hände. Warum hat sie damals nicht auf mich gehört?, denkt er. Warum hat Roswitha unbedingt den Gehängten sehen müssen? Er erinnert sich noch genau an diesen Tag im Spätherbst des letzten Jahres, als die Nachbarin kam und von dem Mönch erzählte, der sich selbst aufgehängt hatte an einem Baum nahe dem Kloster. Eigenartig und verschlossen sei er schon immer gewesen, dieser Mönch, den die Antoniter Cyriakus nannten. Ausgerechnet nach dem Nothelfer Cyriakus, dem Patron gegen die Besessenheit. Er selbst soll besessen gewesen sein, hatten die Leute erzählt. Tagelang sei er allein im Wald umhergestreift mit irrem Blick. Die Schwermut soll er gehabt haben, dieser Cyriakus. Und zu niemandem ein Wort gesprochen. Am Schluss hat er sich aufgehängt. Gesündigt hat er damit gegen Gott. So schwer gesündigt, dass er wohl nun in der Hölle schmoren wird bis zum jüngsten Tag und darüber hinaus.

Hans hatte befürchtet, dass Roswitha sich an dem Gehängten versah, wenn sie ihn da an dem Baume erblickte. Aber sie hatte nicht gehört, war mit der Nachbarin und den anderen Weibern hingelaufen. Und alles Beten danach hatte nichts geholfen. Sie hatte sich an Cyriakus ver-

sehen und alle Eigenschaften des Gehängten auf das Kind in ihrem Leib übertragen. Der Strick um den Hals des Neugeborenen ist der Beweis.

Die Magd kommt zurück, trägt eine Schüssel in den Händen und Tücher über dem Arm.

Hans steht auf. »Lebt es?«, fragt er. »Das Neugeborene, lebt es? Und Roswitha?«

»Die Herrin lebt und auch das Neugeborene.«

»Hat der Strick keinen Schaden gebracht?«

Die Magd schüttelt den Kopf, sieht nach oben und flüstert dann: »Als das Kind aus dem Mutterschoß kam, hat die Hebamme ihm den Strick geschwind über den Kopf gezogen. Aber ich habe ihn trotzdem gesehen. Der Junge trug ihn bei seiner Geburt um den Hals wie ein Gehängter. Mit eigenen Augen habe ich es gesehen. So wahr mir Gott helfe.«

»Ein Junge, sagst du?«

»Ja, Herr, ein Junge. Und kräftig dazu.«

»Kein Zeichen von Besessenheit?«

»Nein, Herr, noch ist nichts zu merken.«

Oben wird eine Tür aufgerissen.

»Schwatz nicht, bring das Wasser, die Tücher, schnell!«, ruft die Hebamme. Sie beugt ihren Kopf nach vorn und sieht Hans am Fuße der Treppe.

»Habt Ihr schon nach dem Priester geschickt?«, fragt sie. Hans schüttelt den Kopf.

»Lasst den Johannes zur Kirche laufen. Er soll sagen, es eilt nicht.«

Hans nickt gehorsam und stößt einen Seufzer aus. Der Priester braucht sich nicht zu eilen. Das heißt, Roswitha und das Neugeborene werden leben. Das Efeu-Orakel hat sich getäuscht. Oder einen anderen gemeint. Jemanden, der nichts mit dem Maler und Bildschnitzer Hans und seiner Familie zu tun hat. Denn hier, in diesem Haus in

Grünberg-Neustadt, scheint alles in bester Ordnung. Gepriesen sei Gott.

»Und Ihr, steht nicht herum«, unterbricht die Hebamme seine glücklichen Gedanken.

»Kommt herauf und schaut Euch Euren Sohn an. Aber erst holt die Nachbarin. Sie soll helfen, das Taufmahl zu richten.«

Die Hebamme geht zurück in das Wehzimmer und lässt Hans allein.

Erleichtert und dankbar, dass ihm ein Sohn geboren ist und die Frau noch lebt, faltet er die Hände und betet inbrünstig: »Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist. Wie am Anfang, so auch jetzt und alle Zeit in Ewigkeit. Amen.«

Er ruft nach Johannes, dem Ältesten, und schickt ihn mit dem Auftrag der Hebamme zur Kirche. Dann macht er sich auf den Weg zur Nachbarin. An die durchweichten Efeublätter denkt er nicht mehr.

Und später, als er den Sohn im Arm hält, hat er auch den Strick des Gehängten vergessen.

Am Nachmittag des 24. Februar 1481 tauft der Priester den neugeborenen Sohn des Malers und Bildschnitzers Hans und seines Eheweibes Roswitha in Grünberg-Neustadt auf den Namen Matthias. Zum Taufpaten wird der Papiermacher Georg bestellt, dessen Sohn Markus das Patenkind des Malers Hans ist.

2. KAPITEL

Von St. Paul ist das Mittagsgeläut noch zu hören, als Matthias mit seinem Vater Hans das Haus verlässt. Sie sind auf dem Weg zum Papiermacher Georg, dem Patenonkel von Matthias. Der Vater braucht Papier, um gemeinsam mit Johannes, der inzwischen als Geselle in der Werkstatt des Vaters arbeitet, Entwürfe für eine hölzerne Statue der heiligen Elisabeth zu fertigen. Der Auftrag kommt aus dem Antoniterkloster. Der Präzeptor Jakob Ebelson hat beschlossen, das Elisabethenhospital, ein Feldsiechenhaus vor den Toren der Stadt, neu herzurichten. Die Bauarbeiten gehen zügig voran, und das Korn auf den Feldern steht schon vor der Reife. Am Tag der heiligen Elisabeth, am 19. November, soll mit der Enthüllung und Segnung der Statue das neue Hospital eröffnet werden. Der Vater und Johannes müssen sich eilen, wenn sie bis dahin fertig werden wollen.

Matthias und sein Vater bahnen sich mühsam einen Weg durch die Straßen. Händler, die mit Karren voller Feldfrüchte zum Marktplatz ziehen, verstopfen die engen Gassen, in denen es nach Unrat, Kot und verwestem Fleisch riecht. Eben geht wieder ein Fenster auf, und schwungvoll schüttet eine Hausfrau einen Eimer stinkendes Spülwasser auf die Straße.

Am Diebesturm biegen sie nach Osten ab und laufen über den Markt, auf dem trotz der frühen Stunde schon reichlich Betrieb ist. Ein Verkaufsstand reiht sich an den anderen. Es riecht nach Fisch, nach frischem Brot und nach gegerbtem Leder. Handwerker, Hausfrauen und Bauern aus den umliegenden Weilern drängen sich an den Ständen, Lehrjungen versuchen mit lautstarkem Gebrüll, Kundschaft anzulocken, Beutelschneider und

Straßenjungen treiben ihr Unwesen. Eine größere Menschenmenge hat sich in einer Ecke des Marktes versammelt, um den Bütteln des Schultheiß bei der Arbeit zuzusehen. Gerade werden zwei Taschendiebe aus dem Diebesturm zur Richtstatt gebracht. Einer wird an einen Pfahl gebunden, zwei Büttel halten den anderen fest, während ein Dritter ihm mit einer glühenden Zange ein Mal auf die Wange brennt. Eine junge Frau steht am Pranger, die Röcke über dem Kopf zusammengebunden, und muss sich unter dem lauten Gelächter der Menge vom Gerichtsdienner den prallen, weißen Hintern auspeitschen lassen als Strafe für unzüchtige Kleidung. Daneben steckt ein dicker Mann bis zur roten Knollennase in einem Fass voller Fäkalien, und die Zuschauer werfen ihn mit faulem Obst und Pferdeäpfeln. Es ist ein Bäcker aus der Altstadt. Er soll, so hört Matthias zwei Marktweiber sagen, zu viel Wasser in die Brote gepanscht haben, um das Gewicht zu erhöhen.

Matthias bleibt an einem Stand mit Messern und Klingen stehen und betrachtet die Auslage.

»Vater, ich bitte Euch, kauft mir ein Messer«, bettelt der 14-jährige.

»Zum Kuckuck, nein!«, bestimmt der Vater. »Was willst du damit? Geistlicher sollst du werden, nicht Bildschnitzer. Die Werkstatt ist zu klein, sie reicht nicht, um die Mäuler zweier Familien zu stopfen. Johannes wird sie übernehmen, und du gehst nach dem Sommer zu den Antonitern ins Kloster.«

Nachdenklich betrachtet er seinen jüngsten Sohn, sagt dann: »Matthias, du hast keine Gabe fürs Malen und Schnitzen. Erbauen muss man die Menschen mit den Bildern und Statuen, nicht in Verwirrung stürzen. Dein Verstand jedoch verweigert die Erbauung. Immer stellst du nur Fragen, die die Verwirrung deines Geistes zeigen.«

Der Vater hat mehr zu sich als zu Matthias gesprochen, achtet nicht auf das verständnislose Gesicht seines Sohnes. Er zieht den Jungen weiter, und bald haben sie die Papiermühle erreicht.

Die Geschäfte sind schnell abgewickelt. Georg, der Papiermacher, schenkt seinem Patensohn Matthias ein paar Papierabfälle, grobfaserige Stücke, zu schlecht, um sie zu verkaufen. Ehe der Vater es sieht, steckt Matthias die Stücke unter seinen Kittel.

Wenig später sitzen sie im Grünen Krug, einem Wirtshaus am Markt. Die Gaststube ist voll. Alle Bänke sind besetzt. Handwerker, Bauern aus der Umgebung, sogar Kaufleute auf der Durchreise von Frankfurt nach Kassel tauschen dort Neuigkeiten aus. Georg und der Vater setzen sich zu einigen Bauern an den Tisch und bestellen einen Krug Dünnbier. Matthias hockt still daneben und betrachtet die Gesichter ringsum. Kleine Augen unter buschigen Augenbrauen, aufgerissene Münder mit fauligen Zähnen, zwischen denen die Zunge einer Eidechse gleich hin und her schlängelt. Er sieht Hände und Finger mit blutigen Nägeln, die, krumm von der Gicht, nach dem Bierbecher greifen, sich daran klammern wie knochige Aststücke an einen Baum.

Besonders aber interessiert ihn Ursula, die 17-jährige Wirtstochter. Wie gebannt hängen seine Blicke an ihr, verfolgen jeden Faltenwurf ihres Kleides, jede Locke des braunen Haares, das nur unzulänglich von einer Haube gehalten wird. Das runde Gesicht mit den dunklen Augen, die kleine Nase, die aufgeworfenen Lippen – Matthias betrachtet alles so genau, als wolle er es sich in sein Hirn brennen.

Ein herber Schlag auf den Hinterkopf holt ihn in die Gegenwart der lauten Gaststube zurück.

»Glitz nicht, Junge, trink lieber!«, schimpft der Vater

und schiebt ihm einen Becher mit verdünntem Bier zu.

Die Bauern lachen, schlagen sich auf die Schenkel. »Kannst es wohl nicht abwarten, da mal richtig hinzulangen, was?«, grölt einer, hält Ursula am Arm fest, zieht sie zu sich auf den Schoß und grapscht nach ihrem Busen. Das Mädchen kreischt auf und will sich losmachen.

»Nimm deine schmierigen Pfoten weg, du Grobian«, kichert sie und schlägt dem Bauern mit gespielter Unmut auf die Finger, die unter ihrem Brusttuch wühlen.

»Zier dich nicht und zeig dem Grünschnabel, was du unterm Kleid hast«, lärmt der Bauer, steckt dem Mädchen seine dicke rote Zunge in den Mund und zieht ihr das Kleid hoch, so dass Matthias die prallen weißen Schenkel sehen kann.

Und er schaut hin, ganz genau schaut er hin, doch er sieht nicht die Schenkel eines Weibes, er sieht die Beine einer Statue, die er liebend gern schnitzen würde. Die schlanken Knöchel, die birnenförmigen Waden, das blanke Rund der Kniescheiben, die schimmernden weißen Oberschenkel, zwischen denen sich die braune, grobe Männerhand reibt wie eine verwitterte Wurzel zwischen jungen Birkenstämmen. Matthias schaut, nein, er stiert geradezu, die Augen zu schmalen Schlitzzen verengt.

»Was gafft der so?«, keift das Weib, schaut den Jungen argwöhnisch an und befiehlt dem Mann, auf dessen Schoß sie sitzt: »Sagt ihm, er soll woanders Maulaffen feilhalten. Seht nur seine Augen. Sie sind schwarz und lodern wie das Höllenfeuer. Er macht mir Angst.«

Die Männer lachen: »Angst, dass er dir was wegguckt? Schade drum wär's. Er hat halt noch nie ein Weib gesehen. Lass ihn.«

»Nein. Ich mag seine Blicke nicht.«

Ursula schiebt die braune Hand weg, steht auf, zerzt an ihrem Kleid, lässt sich dabei den Hintern tätscheln, hat ihre Angst schon vergessen. Sie grinst die Männer an, fährt sich dabei mit der Zunge über die feuchten roten Lippen und stolziert davon. Die Männer greifen nach den Bechern, schlucken am Bier und am Weib, reden dann über dies und das. Sie klagen über den Zehnt und über einen neuen Ablass, der verkündet wurde, über Steuern, über die Saat.

»Wie sollen wir über den Winter kommen? Wenn alle Abgaben geleistet sind, haben wir nicht mal Saatgut fürs nächste Jahr«, klagt der, der die Wirtstochter auf dem Schoß hatte. Nun klingt seine Stimme ernst und besorgt.

»Gott schenke den Gäulen unserer Herren ein langes Leben, sonst reiten sie eines Tages auf uns«, sagt ein anderer.

Der Vater steht auf, legt ein Geldstück auf den Tisch.

»Auch den Handwerkern geht es nicht gut in dieser Zeit. Die Herren sind schnell mit den Aufträgen, aber langsam mit dem Zahlen. Wird Zeit, dass sich was ändert.«

Doch es hat sich auch drei Monate später nichts geändert. Zu Erntedank hört Matthias die Bauern wieder klagen. Die Ernte ist noch schlechter als erwartet, doch die Herren nehmen keine Rücksicht auf den Hunger der Bauern. Die kümmern sich nur um ihre üppigen Feste.

Auch der Vater klagt. Die Mutter braucht einen neuen Umhang für den Winter.

»Wo soll ich den hernehmen?«, fragt er. »Vom Kloster habe ich bisher keinen roten Heller gesehen. Trotzdem kommen sie und schauen, wie weit ich mit der Statue bin. Es geht ihnen kaum schnell genug. Froh können wir sein,

wenn sie uns überhaupt etwas geben. »Euer Sohn geht in unsere Schule«, sagen sie. »Ist das nicht genug, was wir für Euch tun?« Was soll ich da erwidern?«

Die Mutter seufzt, streicht dem Jungen hastig über den Kopf. »Lass gut sein. Meinen Umhang werde ich flicken. Matthias ist bei den Antonitern gut aufgehoben. Wo soll sonst einer wie er hin?«

Matthias steht dabei. Einer wie ich, überlegt er. Was ist an mir anders? Er denkt an die Klosterschule der Antoniter, die er seit dem Sommer besucht. Vorher hatte er in der Dorfschule Lesen, Schreiben und viele Gebete gelernt. Die anderen Jungen aus der Schule sind anschließend zu einem Meister in die Lehre gekommen. Nur ihn hatte keiner haben wollen. Zu klein, zu schwächlich sei er, hatte es geheißen, doch Matthias wusste, dass das nicht stimmt. Er war nicht kleiner als die anderen, auch nicht schwächer, trotz der hängenden Schultern und des schmalen Gesichtes mit der übergroßen, leicht gekrümmten Nase, den schwarzen bohrenden Augen unter ausgeprägten dunklen Brauen, dem spitzen, nach vorn geschobenen Kinn und den schmalen Lippen. Hässlicher vielleicht, doch keinesfalls weniger stark.

Und eines Tages hatte er gehört, wie die Magd vor der Haustür mit anderen Mägden über ihn sprach. Er habe den bösen Blick, hatte sie gesagt und flüsternd hinzugesetzt, was in der Nacht seiner Geburt geschehen war. Von durchweichten Efeublättern hatte sie gesprochen und von einem Strick, den er um den Hals gehabt habe wie ein Gehängter. Und im Sommer soll er Ursula, die Wirtstochter, verhext haben. Angestiert habe er sie, und am nächsten Tag sei ein Ausschlag gekommen, der ihren ganzen Körper entstellt hatte. Vom Teufel besessen sei er, besessen von der ersten Stunde seiner Geburt an.

Und an das Gespräch zwischen dem Präzeptor Ebelson und dem Vater erinnert er sich.

»Er ist ein lieber Junge, doch er hat eine schwache Vernunft«, hatte der Vater gesagt.

Und der Präzeptor hatte genickt. »Sein Verstand ist verquer. Manchmal scheint es mir gar, als zweifle er an der Schönheit und Erhabenheit der Schöpfung, als vermute er, dass es noch Größeres, Erhabeneres dahinter gibt. Etwas, das für uns andere nicht sichtbar ist. Der Teufel muss ihm die Zweifel und den Hochmut eingegeben haben.«

Der Präzeptor hatte geseufzt, sich sorgenvoll übers Kinn gestrichen und den Vater prüfend angesehen. Dann hatte er gesagt: »Der Geist des Knaben muss gebrochen werden. Sorgt Euch nicht, Meister Hans, wir werden seiner Gedanken schon Herr werden.«

»Peitscht ihn kräftig durch. Mir ist lieber, ihn ehrlich zu beerdigen, als unehrlich verloren zu sehen.«

Seitdem ist Matthias in der Klosterschule. Neben dem Schreiben und Rechnen erhält er täglich sechs Stunden Unterricht im Katechismus, in der Grammatik und Stillehre, in Latein und Chorgesang. Und immer wieder kriegt er die Peitsche zu spüren. Sein Rücken ist voller Striemen, die nicht verheilen können, weil täglich neue dazukommen. Erst gestern hat er wieder Schläge bekommen und weiß nicht, wofür.

Vom lieben Jesuskind hatte der Mönch erzählt, von einem milden, sanftmütigen Jesus, der die Kinder auf seinem Schoß sitzen lässt und als Gefangener vor Königen steht, sich wüste Beschimpfungen anhört, ohne ein Wort zu erwidern. Barmherzig, gnädig, gütig, nachsichtig, alles verstehend, alles verzeihend.

»Liebt eure Feinde, tut wohl denen, die euch hassen, segnet, die euch verfluchen; bittet für die, die euch beleidigen.

Und wer dich auf die eine Wange schlägt, dem biete die andere auch dar, und wer dir den Mantel nimmt, dem verweigere auch den Rock nicht.«

»Ihr malt ein falsches Bild des Herrn Jesus«, hatte Matthias eingewandt. »Ihr zeigt ihn zu sanft, zu milde. Doch er war stark. War ein Zimmermann mit Schwielen an den Händen wie alle Handwerker. Und als Jesus in den Tempel von Jerusalem stürmte, um die Händler fortzujagen, wagte es nicht einer, sich der Glut seines gerechten Zornes zu widersetzen. Stark war er, stark, mit breiten Schultern und fähig zum Zorn. So war er und nicht, wie Ihr ihn zeigt.«

Der Mönch, bei dem er den Katechismus lernt, hat einen zornroten Kopf bekommen und nach der Peitsche gegriffen.

»Du Wechselbalg, verfluchter«, hat er gekeucht und die Peitsche dabei durch die Luft pfeifen lassen.

»Ich werde deine verdammte Seele aus dir herausprügeln, wenn du es wagst, an der Milde und Güte des Herrn zu zweifeln. Bereue deine Worte, bereue, du Ungläubiger!«

Lange musste der Mönch auf ihn einschlagen, ehe Matthias bereit war, Jesus laut und vernehmlich um Vergebung für seine Worte zu bitten. Der Junge betete, und doch war in seinen Worten keine Reue zu spüren.

Heute muss er dem Vater und dem Bruder in der Werkstatt helfen, wie immer, wenn er nicht bei den Antonitern ist. Er fegt die Werkstatt, hält das Feuer am Brennen und sieht dem Vater und Johannes genau auf die Finger. Der Vater stellt Farben her für ein Tafelbild, das der Schultheiß bei ihm bestellt hat. In einem Mörser zerkleinert er Glasplitter zu feinem Pulver, während über dem Feuer Lauch und Kohl zu einem dicken, grünen Brei verkochen, den Matthias ständig umrühren muss. Später, wenn der Brei

getrocknet ist, wird er ihn zu Pulver zerreiben und das Pulver mit Leinöl binden. Erst dann ist die grüne Farbe fertig.

Johannes schnitzt an der Statue der heiligen Elisabeth, und jedes Mal, wenn er das Messer ansetzt, verspürt Matthias einen Stich in seinem Herzen. Er sieht, dass der Faltenwurf des Kleides falsch angelegt ist, nicht mit der Körperhaltung der heiligen Elisabeth in Einklang steht. Er sieht das fertig geschnittene Gesicht der Statue, das derb wie das einer Landmagd wirkt und nichts von der viel gerühmten Zartheit der Heiligen hat.

»Was glotzt du so?«, herrscht Johannes ihn an.

»Der Faltenwurf des Kleides ist falsch«, erwidert Matthias.

»Sie neigt den Oberkörper nach rechts, also müssen die Falten auf der linken Seite kürzer sein.«

Dann rührt er weiter, duckt sich nur unter dem Holzblock, den Johannes wütend nach ihm wirft. »Halt's Maul, du Höllenbrut, und kümmere dich um deinen eigenen Dreck.«

Der Vater hat es gehört, kommt herüber und nimmt Johannes die Statue mit einem Seufzer aus der Hand. Mit den Fingern fährt er über das geschnittene Holz und schüttelt den Kopf.

»Hast du nichts gelernt bei mir?«, fragt er. »Das ist keine Statue, das ist ein Unglück. Die Antoniter werden uns an den Pranger stellen für diese heilige Elisabeth.«

Mit der misslungenen Figur in der Hand lässt er sich auf einen Schemel fallen. Johannes hat die Unterlippe trotzig vorgeschoben und kratzt mit dem Schnitzmesser an einem Aststück herum.

»Im Feldsiechenhaus ist es dunkel, die künftigen Bewohner alt und krank. Wen kümmern da die Falten?«, fragt er.

»Mich kümmern sie!«, donnert der Vater voller Zorn.

»Es ist meine Ehre, die da beschmutzt wird. Die Ehre

des Handwerkers, meines Standes. Es geht um meinen Ruf als Maler und Bildschnitzer. Nach so einer Arbeit wird uns niemand mehr einen Auftrag erteilen. Begreifst du nicht?»

Johannes zuckt gleichgültig mit den Schultern und kratzt stumm mit dem Messer Dreck unterm Daumnagel hervor.

»Für eine neue Statue ist es zu spät. Es bleibt nur noch wenig Zeit bis zur Einweihung des Hospitals. Wir müssen ohnehin schon bangen, dass die Farben trocknen bis dahin. Und auch die anderen Aufträge müssen fertig werden.«

Der Vater seufzt noch einmal, sagt dann müde: »Wir machen Schluss für heute. Es ist schon spät. Morgen wirst du, Johannes, die Farben anrühren, und ich werde an der heiligen Elisabeth weiterarbeiten.«

Matthias hat Mitleid mit dem Vater. Sie werden es nicht schaffen, denkt er. Die Antoniter warten nicht, und auch der Schultheiß duldet keinen Aufschub.

Mit hängenden Schultern schlurft der Vater aus der Küche. Schweigend isst er seine Suppe. Schwer lasten die Sorgen auf ihm. Zu groß ist die Angst, bei den Antonitern, seinem Hauptauftraggeber, wegen einer schlecht ausgeführten Arbeit in Ungnade zu fallen. Die gesamte Existenz der Familie hängt derzeit von der Statue der heiligen Elisabeth ab, die Johannes so verdorben hat.

Es ist schon spät, beinahe Mitternacht, als Matthias sich heimlich aus der Schlafkammer im ersten Stock, die er mit seinem Bruder teilt, nach unten in die Werkstatt schleicht. Alle im Haus schlafen schon. Aus der Kammer der Eltern dringen die regelmäßigen Schnarchtöne des Vaters und das gleichmäßige Atmen der Mutter.

Matthias schleicht an der Magd vorbei, die in der Küche

neben der Feuerstelle auf einer Bank liegt. Vorsichtig öffnet er die Werkstatttür. Er nimmt die Statue der heiligen Elisabeth und das Schnitzmesser des Vaters. Der Mond scheint so hell durch das Werkstattfenster, dass Matthias sich einen Schemel dorthin rückt, um im Mondlicht zu arbeiten. Ganz behutsam umfasst er die Statue mit seinen Händen und schließt die Augen. Er fühlt das Holz, fährt mit den Fingerspitzen an der Maserung entlang, erforscht den Holzkörper, der für ihn mit Leben erfüllt ist. Matthias kann das wahre Wesen der heiligen Elisabeth, das noch unbehauen im Holz schlummert, fühlen. Er sitzt allein auf dem Schemel im Mondlicht, hält die Augen geschlossen und erspürt mit seinen Fingern bereits jetzt die fertige Statue. Ganz versunken sitzt er da, ganz weltabgewandt, alle seine Gedanken und Sinne auf das Holzstück in seiner Hand konzentriert. Er hört nicht das Mitternachtsläuten, und er hört auch nicht, dass sich die Tür zur Werkstatt leise öffnet. Er sieht seinen Vater nicht, der ihn durch den geöffneten Türspalt einen Moment betrachtet und dann leise, ganz leise, die Tür wieder schließt und zurück nach oben in die Schlafkammer geht.

Lange sitzt Matthias so. Erst als er jedes noch so kleine Stück der Figur fertig in seinem Inneren sieht, es in seinen Fingern spürt, öffnet er die Augen. Er nimmt das Messer in die Hand und beginnt zu arbeiten. Behutsam setzt er das Werkzeug an und formt die Gewandfalten mit ruhigen Bewegungen aus dem Holz. Als er damit fertig ist, zieht die Dämmerung bereits am Himmel auf. Er glättet die Falten, arbeitet bis zum allerersten Hahnenschrei. Dann erst stellt er die Statue zurück an ihren Platz und schleicht nach oben in die Kammer, in der Johannes sich unruhig im Schlaf hin- und herwirft.

Am nächsten Tag schläft Matthias in der Schule ein und bekommt dafür wieder einmal die Peitsche zu spüren. Ge-

Matthias Grünewald,

1480–1528, eigentlich Mathis Gothart Nithart, einer der größten deutschen Maler der Renaissance; sein Hauptwerk, den Isenheimer Altar, bestehend aus 11 Bildtafeln mit der Passion Christi als zentraler Darstellung bei geschlossenen Altarflügeln, schuf er zwischen 1505 und 1516 für den Antoniter-Orden in Isenheim im Elsass; auch seine „Stuppacher Madonna“ und die „Magdalenenklage“ sind bekannt; seine weiteren Schaffensorte waren in Augsburg bei Hans Holbein, in Nürnberg, Aschaffenburg, Frankfurt und Mainz.